



Ruth Meding

## *„Wir gehen unseren Weg“*

Berufliche Orientierung von jungen Deutschen mit Einwanderungsgeschichte -  
Zwischen persönlichen Ambitionen und Chancen(un)gleichheit

Ruth Meding

**„Wir gehen unseren Weg“**

**Berufliche Orientierung von jungen Deutschen mit Einwanderungsgeschichte -  
Zwischen persönlichen Ambitionen und Chancen(un)gleichheit**

BQN Arbeitspapiere 01/2016

Berufliches Qualifizierungsnetzwerk für Migrantinnen und Migranten in Berlin e.V.  
März 2016

---

© 2016 by the author(s)

Ruth Meding war vom 01.05. - 31.07.2015 Praktikantin des Beruflichen Qualifizierungsnetzwerkes für Migrantinnen und Migranten – BQN Berlin e.V. und wurde betreut von Dr. Anne von Oswald, Projektleiterin von *Berlin braucht dich!*

Das Berufliche Qualifizierungsnetzwerk für Migrantinnen und Migranten – BQN Berlin e.V. verfolgt das Ziel, Vielfalt und Chancengleichheit als Querschnittsaufgabe in den Fokus zu rücken – insbesondere im Bereich der beruflichen Integration von jungen Menschen mit Migrationshintergrund. BQN Berlin setzt sich auf politischer Ebene dafür ein, dass Vielfalt als gesellschaftliche Realität anerkannt und als Chance genutzt wird.

**Download:**

[www.bqn-berlin.de/publikationen.php](http://www.bqn-berlin.de/publikationen.php)

Berufliches Qualifizierungsnetzwerk für Migrantinnen und Migranten  
– BQN Berlin e.V.

Alte Jakobstr. 85-86 | 10179 Berlin

Tel. +49 30 275 90 87 – 0

Fax +49 30 275 90 87 - 22

## I. Problem, Fragestellung und methodische Herangehensweise

Die Sozialwissenschaft ist sich einig, dass das im Grundgesetz verankerte Prinzip der Chancengleichheit mehr einem sozialpolitischen Anspruch als der Realität in Deutschland entspricht. Schulische Leistungen hängen wie u.a. die Bertelsmann Stiftung in ihrem Chancenspiegel 2014 zeigt, noch immer stark von der sozialen Herkunft ab, was wiederum die beruflichen (Einstiegs-)Möglichkeiten in hohem Maße beeinträchtigt. Der Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Migration und Integration hat zudem nachgewiesen, dass sich Chancenungleichheit durch das besonders in Großstädten wie Berlin stark vertretene Phänomen segregierter Schulen<sup>1</sup> verstärkt. Hier besuchen knapp 70 Prozent der Kinder aus Familien mit Einwanderungsgeschichte bereits im Grundschulalter eine segregierte Schule, während es unter den Schüler/innen ohne Einwanderungsgeschichte lediglich 17 Prozent sind. Da Schüler/innen mit Migrationshintergrund statistisch gesehen häufiger aus Elternhäusern mit niedrigem sozioökonomischem Status<sup>2</sup> kommen, wirkt sich Segregation laut der Studie negativ auf den Lernerfolg von Schüler/innen aus. Ein direkter Zusammenhang zwischen dem Migrationshintergrund und den schulischen Leistungen wurde nicht festgestellt.<sup>3</sup>

Die bisherige Forschung<sup>4</sup> in Deutschland befasst sich insbesondere mit den Ursachen ungleicher Bildungschancen. Für BQN als Verein, der sich für die berufliche Integration von jungen Menschen aus Familien mit Einwanderungsgeschichte und Fluchterfahrungen einsetzt, ist es jedoch besonders interessant zu hinterfragen, wie sich die offensichtlichen Benachteiligungen auf die Berufsorientierung der Schüler/innen auswirken. Wie entwickelt ein junger Mensch unter dem Eindruck

---

1 „Als ‚segregiert‘ werden Schulen bezeichnet, an denen der Anteil von Schüler/innen mit Migrationshintergrund und sozial benachteiligten Schüler/innen überdurchschnittlich hoch bzw. unterdurchschnittlich niedrig ist. Einen allgemein gültigen Schwellenwert für segregierte Schulen gibt es bislang nicht.“

2 Der Begriff „Sozioökonomischer Status“ bezieht sich auf die drei Indikatoren Einkommenssituation, Bildungsabschluss und berufliche Stellung.

3 Sachverständigenrat deutscher Stiftungen für Integration und Migration (SVR) (Hrsg.): Segregation an deutschen Schulen – Ausmaß, Folgen und Handlungsempfehlungen, Berlin 2013.

4 Radtke, Frank-Olaf (2007): Segregation im deutschen Schulsystem. In: Bukow, Wolf-Dietrich/ Nikodem, Claudia / Schulze, Erika / Yildiz, Erol (Hg.), Was heißt hier Parallelgesellschaft? Zum Umgang mit Differenzen. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften, S. 201-212; Radtke, Frank-Olaf/ Gomolla, Mechthild (2009): Institutionelle Diskriminierung: Die Herstellung ethnischer Differenz in der Schule. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften; Geißler, Rainer (2004): Die Illusion der Chancengleichheit im Bildungssystem - von PISA gestört. In: ZSE: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation, S. 362-380.

von Diskriminierung und Chancenungleichheit Zukunftsperspektiven? Welche Mechanismen werden entwickelt, um mit diesem Spannungsfeld umzugehen?

Um sich der Beantwortung dieser Fragen exemplarisch zu nähern, wurden drei jeweils zweistündige leitfadengestützte Gruppeninterviews an in unterschiedlichem Maße segregierten Schulen in Neukölln und Wedding-Moabit durchgeführt (siehe dazu im Anhang die Leitfragen der Interviews). Diese Schulen gehören zum Konsortium von *Berlin braucht dich!* - ein Berliner Netzwerk von Betrieben und Schulen, die sich für die Öffnung der dualen Ausbildung für Jugendliche aus Familien mit Einwanderungsgeschichte einsetzen.<sup>5</sup> Die insgesamt 17 befragten Schüler/innen<sup>6</sup>, darunter 10 Mädchen und sieben Jungen besuchen die neunte oder zehnte Klasse, stehen also kurz vor ihrem Mittleren Schulabschluss (MSA). Sie sind alle in Berlin geboren und im Besitz der deutschen Staatsbürgerschaft.

## II. Theoretische Erwägungen: (Re)Ethnisierung

Eine theoretische Basis für die Untersuchung bietet die Theorie der (Re)Ethnisierung. Diese geht von der Grundprämisse aus, dass eine individuell oder kollektiv wahrgenommene Diskriminierung die soziale Identität einer Person gefährdet. Um dem entgegenzuwirken und zu einer positiven sozialen Identität zu gelangen<sup>7</sup>, entsteht eine bewusste Abgrenzung zu der diskriminierenden Gruppe, indem eigene „gruppenspezifische Kapitalien“ gegenüber denen der diskriminierenden Gruppe aufgewertet werden.<sup>8</sup> Es kommt folglich zu einer Orientierung auf die eigene Gruppe. Diese wird insbesondere dann attraktiv, wenn das Erreichen persönlicher und beruflicher Ziele als unrealistisch angesehen wird.

---

5 Über die Vorgehensweise von *Berlin braucht dich!* siehe u.a.: von Oswald, A.; Röhrig, A.: Betriebsbegegnungen in der Berufsorientierung. Das Beispiel Berlin braucht dich!, in: bwp@, Ausg. 27, Dez. 2014. [http://www.bwpat.de/ausgabe27/oswald\\_roehrig\\_bwpat27.pdf](http://www.bwpat.de/ausgabe27/oswald_roehrig_bwpat27.pdf)

6 Die Aussagen der Schüler/innen wurden im Rahmen einer qualitativen Inhaltsanalyse in Kategorien geordnet und ausgewertet.

7 „Allgemein streben Personen nach einer positiven sozialen Identität im Vergleich zu anderen Personen oder Gruppen.“ Diese wird erreicht, wenn die Statusoptionen der eigenen „Referenzgruppe“ im Vergleich zu einer „Fremdgruppe“ positiv bewertet werden. „Schneidet die Gruppe jedoch schlechter gegenüber der Fremdgruppe ab, entsteht zunächst eine negative soziale Identität“ (Skrobanek, Jan (2007a): Wahrgenommene Diskriminierung und (Re)Ethnisierung bei jugendlichen Zuwanderern – Second Report, Deutsches Jugendinstitut e.V., Halle, S.11.).

8 Skrobanek, Jan (2007b): Wahrgenommene Diskriminierung und (Re)Ethnisierung bei Jugendlichen mit türkischem Migrationshintergrund und jungen Aussiedlern, in: Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 27/3, S. 265-284.

(Re)Ethnisierung wird ferner als Phase verstanden, die in einem fließenden Übergang auf die Phase einer angestrebten, aber gescheiterten vollständigen Assimilation in die Aufnahmegesellschaft folgt. Dies bezieht sich weniger auf das individuelle Durchleben der einzelnen Phasen, sondern auf Integrationsprozesse im Allgemeinen, die sich über mehrere Generationen hinweg vollziehen können.

Es ist schon allein auf Grund des Alters unwahrscheinlich, dass die im Rahmen dieser Untersuchung befragten Jugendlichen in ihrer eigenen Biographie unterschiedliche Integrationsphasen erlebt haben. Auch die beschriebene Rück-Besinnung auf bestimmte Kapitalien erscheint in rein biographischer Hinsicht bei in Deutschland gebürtigen Jugendlichen unwahrscheinlich, da sie selbst nie in einem anderen Land gelebt haben und daher keine Phase erlebt haben, in der sie sich gewissen ihrer Ethnie zugeschriebenen Werten, Verhaltensweisen oder Traditionen mehr oder weniger verbunden gefühlt haben. Das ‚Re‘ in (Re)Ethnisierung kann insofern irreführend sein. Genaugenommen handelt es sich im Zusammenhang mit in Deutschland gebürtigen Schülern/innen schlicht um eine Ethnisierung.

Bezüglich der Integration in den Arbeitsmarkt argumentiert Skrobanek, dass (Re) Ethnisierungstendenzen keine direkten negativen Auswirkungen auf den Berufseinstieg junger Menschen mit Flucht- oder Einwanderungsgeschichte in Deutschland haben, sondern im Gegenteil diesen sogar erleichtern können, indem sie sozial stärkend wirken. Denn nach Skrobanek ist (Re)Ethnisierung als „eine produktive Strategie im Umgang mit Benachteiligungserfahrungen“ zu verstehen, welche zur Abfederung oder ggf. sogar positiven Bearbeitung „identitätsbedrohender Situationen“ führen kann.<sup>9</sup>

---

<sup>9</sup> Ebenda, S. 265-284.

### III. These

Die wahrgenommene Chancenungleichheit<sup>10</sup> wirkt sich insofern auf die Selbstwahrnehmung der Schüler/innen mit Migrationshintergrund an segregierten Schulen aus, als dass diese sich im Sinne der Ethnisierung von der sogenannten Mehrheitsgesellschaft abgrenzen. Die Ethnisierungstendenzen dienen als Mechanismus, um trotz Diskriminierungserfahrungen das Selbstbewusstsein der Jugendlichen zu stärken und somit ihre berufliche Orientierung zu erleichtern.

### IV. Analyse

#### 1. Diskriminierungserfahrungen und Wahrnehmung der Chancen-(un)gleichheit

Alle Befragten, obwohl in Berlin geboren und im Besitz der deutschen Staatsbürgerschaft, empfinden sich nicht als „Deutsche“ sondern als „Ausländer“. Die Grenze zwischen „wir“ und „die“, zwischen „Ausländern“ und „Deutschen“ wird als unüberwindbar wahrgenommen. „Ich sage immer, dass ich Ausländerin bin. Sonst würde ich ja lügen.“, erklärt eine Schülerin. Ein anderer Schüler betont: „Egal wie deutsch man ist, man wird immer Ausländer bleiben!“.

Auf die Frage, warum, antwortet ein Schüler: „Es kommt nicht darauf an, wo man geboren ist oder wo die Eltern geboren sind, sondern darauf, welche Sprache man zu Hause spricht, was man zu Hause isst und aus welcher Kultur man kommt.“ „Es ist egal, welchen Pass man hat oder wo man lebt.“ so eine Schülerin, „ich bin als Ausländerin geboren, also bin ich es auch.“ „Man hat schließlich die Gene von außen“, führt ein Schüler aus.

Der Begriff „Ausländer“ wird von allen befragten Schülern/innen selbstverständlich verwendet, um die eigene Stellung in der Gesellschaft zu beschreiben. Der Begriff „Migrationshintergrund“ wird dagegen nicht genutzt und von einigen kritisch betrachtet. „Migrationshintergrund klingt viel abwertender als Ausländer. Als ob wir nur in dieses Land gekommen sind, um es auszunutzen, weil wir in unserem Land nicht mehr richtig leben könnten“, erklärt eine Schülerin. Darüber, ob

---

<sup>10</sup> Wahrgenommene Chancenungleichheit wird im Folgenden operationalisiert als ein nicht legitim wahrgenommener, versperrter Zugang zu Kapitalien im Vergleich zu einer anderen spezifischen Gruppe.

der Begriff „Ausländer“ negativ konnotiert ist, sind sich die Befragten nicht einig. Drei der Befragten empfinden ihn als neutral beschreibend, sie seien ja schließlich „Ausländer“. Zwei Schüler empfinden den Begriff als beleidigend, wenn er von „Deutschen“ verwendet wird.

Insgesamt geben 11 von 17 Schülern/innen an, bereits selbst mit Alltagsdiskriminierungen konfrontiert worden zu sein. Eine Schülerin berichtet: „Ich habe ja auch einen libanesischen Pass und wenn ich verreise, ist es schwer für mich, weil meine Familie und ich am Flughafen viel mehr kontrolliert werden als die Anderen.“ Einige Jugendliche erzählen, wie sie selbst oder ihre Eltern auf Grund der Hautfarbe oder des Tragens eines Kopftuches auf der Straße beschimpft oder „schief“ angeschaut würden. „Manchmal schreien Leute auf der Straße oder in der U-Bahn, schieß Ausländer.“ Ein anderer Schüler stimmt zu: „Ja, letztens hat ein Mann auf der Straße gerufen, schieß Istanbul.“ „Oder sie schauen einen einfach schief an, weil man dunkler ist“ fügt eine Schülerin hinzu.

Eine andere Schülerin berichtet: „Letztens bin ich mit meiner Mutter durch die Straße gelaufen und dann kam ein Typ und hat meine Mutter geschupst und uns beschimpft und ausländerfeindliche Sachen gesagt. In solchen Situationen denke ich schon daran, irgendwann in die Türkei zu gehen, obwohl ich hier geboren bin und eigentlich hier bleiben will. Aber in der Türkei gucken die Leute wenigstens nicht so, wenn ich mit Kopftuch rumlaufe.“

Eine Schülerin berichtet irritiert: Letztens habe ich einer Frau in der U-Bahn einen Weg erklärt und sie war total erstaunt, dass ich deutsch spreche. Das fand ich krass, ich meine, wir sind doch hier in Deutschland. Denkt sie etwa, dass jeder, der nicht blond ist auch kein Deutsch kann?“

Zudem sind die meisten der befragten Jugendlichen über Medienberichte oder Erzählungen von Bekannten mit einem diskriminierenden gesellschaftlichen Diskurs konfrontiert. Die Aussage einer Schülerin spiegelt diesen Diskurs deutlich wider: „Wir sind nicht asozial. Man denkt ja von Ausländern immer, dass die Eltern nur zu Hause rumsitzen, aber meine Eltern arbeiten beide.“

Einige haben vom Aufstieg der islamfeindlichen Bewegung Pegida gehört. „Man hört immer in den Medien Kommentare von Rentnern, die behaupten, dass Ausländer dreckig sind, z.B. von Pegida.“ Drei Schülerinnen äußern sich spezifisch bezüglich der negativen Darstellung des Islams in den Medien. So sagt eine von

ihnen: „Ich glaub schon, dass vor allem die Medien an der Diskriminierung Schuld sind. Wie z.B. der Islam immer dargestellt wird, ist total falsch. Es wird immer vermittelt, dass der Islam gleich ISIS ist. Dabei ist das ja Quatsch.“ Eine andere Schülerin betont, dass gerade nach dem Anschlag auf das Satire Magazin Charlie Hebdo, viele Menschen gedacht hätten, „dass alle Muslime sowas machen würden“. Dabei habe das mit dem Islam nichts zu tun.

Auf die Frage, ob die Schüler/innen glauben, beim Erreichen ihrer beruflichen Ziele diskriminiert zu werden, sind die Meinungen geteilt. Einige Schüler/innen haben von Familienmitgliedern oder Bekannten von beruflichen Einschränkungen gehört, die sie als illegitim empfinden. Eine Schülerin erzählt: „Es ist schon schwerer als Ausländer eine Arbeit zu finden. Zum Beispiel: Meine Cousine hat ihr Abitur und wollte Bankkauffrau werden, aber sie haben sie nicht angenommen, weil sie ein Kopftuch trägt.“ „Polizistin darf man auch nicht werden, wenn man Kopftuch trägt“, fügt eine Schülerin hinzu, „Das ist richtig rassistisch.“ Ein Schüler betont: „Die Frau sollte sich nicht zwischen Beruf und Religion entscheiden müssen. Christen tragen ja auch oft ein Kreuz um den Hals.“

Keiner der befragten Jugendlichen gibt an, sich in der Schule diskriminiert zu fühlen. Auch diejenigen, die zuvor ein Gymnasium besucht haben, glauben nicht, dass sie dort benachteiligt wurden. In der Schule ginge das einfach nicht, so die einhellige Meinung. Im Gegenteil: 10 von 17 Schülern/innen geben an, sich von ihren Lehrern/innen bei der beruflichen Orientierung unterstützt zu fühlen, indem diese bei den Bewerbungen von Praktika helfen und ihnen berufliche Möglichkeiten aufzeigen. So sagt eine Schülerin: „Dank meiner Lehrerin habe ich ein Praktikum bekommen, was dann zu meinem Traumberuf wurde.“ Ein anderer Schüler betont: „Die Lehrer machen schon alles, was sie können, aber manchmal geht es einfach nicht.“ Ein Schüler berichtet: „Ich habe die Erfahrung gemacht, dass, wenn man nett zu den Lehrern ist, sind sie auch nett zu einem“.

Zusammenfassend lässt sich feststellen, dass, obwohl die Chancenungleichheit von den befragten Jugendlichen zumindest auf ihr eigenes Leben bezogen nicht aktiv wahrgenommen wird, viele von ihnen Diskriminierung erlebt haben und der größte Teil sich nicht als gleichberechtigtes Mitglied der deutschen Gesellschaft betrachtet.



## 2. Ethnisierungstendenzen

Entsprechend der (Re)ethnisierungstheorie führen individuelle oder kollektive Diskriminierungserfahrungen dazu, dass die Eigenschaften der eigenen Gruppe aufgewertet und diejenigen der diskriminierenden Gruppe abgewertet werden, um eine positive soziale Identität zu erhalten.

Die Identifikationsgruppe der befragten Jugendlichen ist keinesfalls einheitlich. Zwar beschreiben sich die Befragten einheitlich als „Ausländer“, was eine klare Abgrenzung impliziert (s.o.), jedoch identifizieren sich nicht zwangsläufig über ihre eigene Ethnie, sondern auch über ihre Religion oder ihre soziale Zugehörigkeit. Ein Schüler zitiert stolz einen Rap Song mit dem Refrain „Wir sind die Unterschicht der Unterschicht und trotzdem gut gelaunt.“ Einige Schüler/innen betonen, dass sie sich unter „Ausländern“ wohler fühlen. „Unter Deutschen fühle ich mich häufig außen vor“, so eine Schülerin, „daher gefällt es mir auf meiner jetzigen Schule viel besser. Hier sind ja nur Ausländer.“

Eine Abwertung der diskriminierenden Gruppe, in diesem Falle der Mitglieder der Dominanzgesellschaft, lässt sich nur bedingt feststellen. Vier von 17 Schülern/innen geben an, auch biodeutsche Freunde/innen zu haben. Ein Schüler erklärt: „Wir haben auch viele Deutsche in der Klasse und natürlich auch in der Freizeit mit Deutschen zu tun. Das ist doch ganz normal. Es kommt schließlich nicht auf die Herkunft an, sondern darauf ob man sich gut versteht.“ Auf der anderen Seite machen sich insbesondere diejenigen, die wenig Klassenkameraden/innen ohne Einwanderungsgeschichte haben, über „deutsche“ Jugendliche lustig. „Es macht einfach einen Unterschied, ob ein Jan oder ein Malek in der Klasse ist. Jan verhält sich wahrscheinlich wie ein Streber und Malek nicht.“, erklärt ein Schüler belustigt. Eine andere Schülerin erzählt: „Jetzt wo Ramadan ist, stehen die Deutschen ganz allein in der Kantinenschlange - zusammen mit den Lehrern.“ Einige äußern sich weniger abwertend gegenüber Deutschen ohne Einwanderungsgeschichte, sondern eher abwertend gegenüber Jugendlichen anderer ethnischer Gruppierungen. „Zum Glück bin ich nicht in der Parallelklasse, wo die ganzen Sinti und Roma sind.“, so ein Schüler, „Bei uns in der Klasse halten wir wenigstens zusammen.“

Obwohl keine einheitliche Gruppenidentifikation vorliegt, lässt sich einigen Aussagen der befragten Schüler/innen ein gewisses Zusammenhalts-Gefühl und eine

Abgrenzung gegenüber der Dominanzgesellschaft entnehmen. Teilweise wird dieses explizit als Notwendigkeit betrachtet, um sich gegen Benachteiligung zu erwehren. Ein Schüler berichtet: „Einmal wurde ich in der Bahn kontrolliert von einem Deutschen und musste zahlen, andere Deutsche aber nicht. Beim nächsten Mal wurde ich von einem Türken beim Schwarzfahren kontrolliert und er hat mich laufen lassen.“ Ein anderer Schüler fügt hinzu: „Das hat er aber nur gemacht, weil er weiß, dass der Deutsche einen Deutschen auch hätte laufen lassen. Also warum sollten wir nicht auch zusammenhalten?“

Acht Schüler/innen wünschen sich in Berlin zu bleiben. „Ich will auf jeden Fall in Berlin bleiben. Der Vorteil ist, dass es hier so multikulti ist.“, betont ein Schüler. „Berlin ist super, weil immer viel los ist und außerdem sind hier viele Ausländer. Man kann zum Beispiel um jede Uhrzeit Döner kaufen und alles andere, was man so braucht. Istanbul finde ich auch schön, aber Berlin ist meine Heimat.“ „Ich könnte auch nicht in der Türkei leben“, so eine Schülerin, „Ich meine, hier bin ich Ausländerin und in der Türkei auch, es macht also keinen Unterschied. Aber vom Lebensstil her würde ich, glaube ich, nicht klar kommen in der Türkei. Außerdem sind meine Familie und Freunde alle hier.“

Besonders in Neukölln habe man es wahrscheinlich leichter als Ausländer, „weil hier sowieso mehr Ausländer leben als Deutsche“. Einige führen die Tatsache, dass sie sich in der Schule nicht diskriminiert fühlen, darauf zurück, dass diese ohnehin größtenteils von Jugendlichen mit Migrationshintergrund besucht werde. Auch bezüglich ihres Berufslebens äußern einige, dass sie nicht glauben, es schwerer zu haben als Biodeutsche. „In den Berufen, in denen wir arbeiten wollen, gibt es sowieso vor allem Ausländer“.

### **3. Auswirkungen auf die berufliche Orientierung**

Sieben Schüler/innen zeigen sich optimistisch, dass sie einen ihren Vorstellungen entsprechenden Beruf finden werden. Sechs Schüler/innen sehen bestimmte Hürden, hoffen aber diese zu bewältigen, während lediglich drei glauben, dass sie ohnehin nichts erreichen können. „Ich beschäftige mich sehr viel mit meinen Berufsplänen. Ich schaue immer im Internet, was gibt es für Berufe, was macht man da eigentlich und welche Ausbildung bräuchte ich dafür.“, erklärt ein Schüler.

Die Mehrzahl der interviewten Schüler/innen (15 von 17) haben bereits konkrete Berufswünsche entwickelt, während lediglich zwei angeben, sich über ihre beruflichen Ziele noch keine Gedanken gemacht zu haben. Die geäußerten Berufswünsche der Jugendlichen decken eine weite Bandbreite ab, von Visagistin über Immobilienkauffrau, Konstruktionsmechaniker, Flugbegleiter/in, Ärztin, Polizist/in, Bankkauffrau, Kindergärtnerin, Soldat oder Modedesigner. Die meisten haben auch konkrete Vorstellungen von dem Weg, den es bis dahin zu bestreiten gilt, insbesondere welche Abschlüsse und Ausbildungen erforderlich sind. „Ich möchte Visagistin werden.“, berichtet eine Schülerin, „Das ist schon lange ein Wunsch von mir. Ich habe auf vielen Hochzeiten gesehen wie Visagisten arbeiten und das würde ich auch gerne können. Dazu muss ich erst eine Ausbildung als Kosmetikerin oder Friseurin machen und danach versuche ich, zur Make-up Schule zu gehen. Ich weiß aber nicht, ob ich das Geld dafür aufbringen kann.“

Zwei der Schüler/innen haben bereits einen Ausbildungsplatz und sechs haben ein Praktikum im Bereich ihres angestrebten Berufs absolviert. Bei einigen hat sich erst danach herausgestellt, dass sie sich für eine bestimmte Branche interessieren; andere haben sich bewusst um ein Praktikum bemüht, welches sie dann in ihrem Berufswunsch bestärkt hat. „Ich würde gerne als Bankkauffrau arbeiten“, so eine Schülerin, „und vielleicht auch Abitur machen, wenn ich es schaffe. Ich habe schon ein Praktikum in die Richtung gemacht, bei dem ich bemerkt habe, dass mir Büroarbeit Spaß bringt.“

„Ich will am liebsten Medizin studieren.“, so eine Schülerin, „Aber falls mein Abitur nicht so gut wird, möchte ich erstmal eine Ausbildung im Pflegebereich machen. Außerdem habe ich dann schon eine Ausbildung in der Tasche und kann schauen, ob Medizin wirklich was für mich ist. Bei einem Praktikum im Kindergarten habe ich bemerkt, dass ich gerne direkt mit Menschen arbeiten will.“

Ein Schüler erzählt, dass er schon einen Ausbildungsplatz gefunden hat: „Ich habe letztes Jahr im Hotel ein Praktikum gemacht und dann haben sie mir einen Ausbildungsplatz angeboten.“

Ein anderer Schüler möchte Flugbegleiter werden: „Noch schöner wäre natürlich Pilot. Aber falls das nicht klappt, ist Flugbegleiter mein Plan B. Hauptsache ich bin im Flugzeug unterwegs.“

Obwohl es vor dem Hintergrund von Diskriminierungserfahrungen naheliegend erscheint, sind die Hürden, mit denen die interviewten Schüler/innen auf ihrem beruf-

lichen Weg rechnen, weniger struktureller sondern individueller Natur. Die Meisten zweifeln in erster Linie an ihrer eigenen Qualifikation, machen sich Sorgen, dass sie den erforderlichen Abschluss nicht schaffen oder die Einstellungstests zur Ausbildung nicht bestehen. Eine Schülerin führt aus: „Ich habe schon ein Praktikum im Bereich Bürokauffrau gemacht. Dort wurde mir ein Ausbildungsplatz angeboten. Aber die meisten, die die Ausbildung machen, haben Abitur und wenn ich nur mit meinem MSA dorthin komme, bin ich nicht auf der gleichen Stufe wie die anderen. Das Abitur wird aber richtig schwierig für mich. Ich habe Angst, dass ich es nicht schaffe und dann zwei Jahre umsonst gelernt habe.“ „Ich stelle es mir schwerer vor, für Frauen eine Arbeit zu finden, vor allem wenn sie Kinder bekommen will und beides unter einen Hut bekommen möchte.“, gibt eine Schülerin zu bedenken.

## V. Ergebnisse

Es konnte beobachtet werden, dass die befragten Jugendlichen größtenteils auf Diskriminierung und gesellschaftliche Chancenungleichheit mit einer bewussten Abgrenzung reagieren. Die selbst gewählte Abgrenzung wird als Vorteil angesehen, um sich gegen die aufgezwungene Abgrenzung zu erwehren und eine positive soziale Identität zu erhalten. Die Gruppenidentität ist jedoch keinesfalls einheitlich, sondern erfolgt auf der Basis individueller Zusammenhalts-Gefühle. Sie bezieht sich nicht nur auf ethnische Merkmale, wie von der (Re)Ethnisierungstheorie angenommen, sondern auch auf die Religion, den gemeinsamen sozialen Status oder schlicht den Klassenverband. Auch die Gruppe, von der sich abgegrenzt wird, lässt sich keinesfalls einheitlich definieren, sondern variiert je nach persönlichen Erfahrungen. Die Abgrenzung, bzw. Aufwertung der eigenen Gruppe geht zudem nicht zwangsläufig mit der Abwertung einer anderen Gruppe einher.

Bezüglich der beruflichen Orientierung lässt sich feststellen, dass die befragten Jugendlichen in der neunten und zehnten Klasse ganz überwiegend konkrete Ziele verfolgen und klare Vorstellungen von dem Weg dorthin haben. Die Schüler/innen fühlen sich überwiegend trotz individuell und kollektiv wahrgenommener Diskriminierung nicht explizit eingeschränkt in ihrer Berufswahl. Sie stellen Hürden zwar fest, führen diese aber weniger auf strukturelle Defizite zurück als auf fehlende eigene Qualifikationen.

Die drei geführten Interviews zeigen, dass die befragten Jugendlichen trotz wahrgenommener Diskriminierung aktiv ihre berufliche Orientierung verfolgen. Sie reagieren keinesfalls resignativ auf ihre Fremdheitserfahrungen. Die beobachtete Abgrenzung von der Mehrheitsgesellschaft scheint dabei weniger die berufliche Orientierung zu behindern, sondern dient eher als sozial stärkender Mechanismus, der es ihnen erleichtert, ein Selbstbewusstsein zu kreieren, um mit Alltagsdiskriminierungen umzugehen und den eigenen Vorstellungen entsprechende berufliche Perspektiven zu entwickeln.

## Anhang

### Leitfragen für die Interviews der Studie

#### *I. Berufswünsche, Ausbildung, Praktika*

- Habt ihr schon eine Idee, was ihr nach der Schule machen wollt?
- Was ist euer Berufswunsch/Traumberuf?
- Wie kamt ihr dazu?
- Habt ihr schon ein Praktikum in diesem oder einem anderen Berufsfeld gemacht?
- Habt ihr schon eine Vorstellung, wie ihr euer berufliches Ziel erreichen wollt?
- Wisst ihr, welche konkreten Anforderungen an euch gestellt werden, ob ihr z.B. ein Studium oder eine Ausbildung braucht?

#### *II. Sonstige Lebensvorstellungen*

- Wo seht ihr euch in zehn Jahren?
- Was wollt ihr in eurem privaten Leben erreichen?
- Wollt ihr eine Familie gründen, Kinder bekommen?

#### *III. Hürden auf dem Weg dorthin*

- Habt ihr Sorgen, eure beruflichen oder privaten Ziele nicht erreichen zu können?
- Wenn ja, wo seht ihr konkret Schwierigkeiten?

#### *IV. Unterstützung von Familie und Freunde/innen*

- Sprecht ihr mit euren Freunden/innen oft über eure Berufswünsche?
- Sprecht ihr mit euren Eltern und Geschwistern über eure Berufswünsche?
- Fühlt ihr euch unterstützt?
- Fühlt ihr euch frei in eurer Wahlmöglichkeit?

- Was arbeiten eure Eltern/Geschwister?
- Sind eure Eltern zufrieden mit euren Berufsvorstellungen?

#### *V. Unterstützung in der Schule*

- Wie werdet ihr auf den Übergang im Beruf in der Schule vorbereitet?
- Glaubt ihr, das was ihr in der Schule lernt, ist wichtig für euren späteren Beruf?
- Fühlt ihr euch von euren Lehrern/innen unterstützt?
  
- Habt ihr das Gefühl, euch bei Fragen zu euren Berufswünschen oder Bewerbungen an eure Lehrer/innen wenden zu können?
- Sind eure Eltern Vorbilder für euch?

#### *VI. Hobbys*

- Was macht ihr am Nachmittag und am Wochenende?
- Habt ihr Hobbys neben der Schule?
- Macht ihr Sport oder spielt ein Musikinstrument?

#### *VII. Wahrnehmung der Zugehörigkeit*

- Empfindet ihr euch als Deutsch?
- Wenn nein, warum nicht?
- Wie würdet ihr euch sonst beschreiben?
- Was haltet ihr von dem Begriff „Migrationshintergrund“?
- Empfindet ihr den Begriff als diskriminierend?

#### *VIII. Konkrete diskriminierende Erfahrungen*

- Habt ihr das Gefühl auf Grund eures Migrationshintergrundes anders behandelt zu werden?
- Habt ihr konkrete Erfahrungen gemacht, wo ihr euch diskriminiert gefühlt habt?
- Habt ihr das Gefühl deshalb weniger berufliche Möglichkeiten zu haben?